

Kleine Geschichte des Konstruktivismus

Wenn man nicht beruflich Historiker ist, versäumt man es oft, geschichtliche Einzelheiten, auf die man stößt, in eine angemessene chronologische Ordnung zu bringen. Diesen Sommer (1996) fanden in Atlanta die Olympischen Spiele statt, die sechsundzwanzigsten der modernen Folge. Das erinnert mich daran, daß ich vor Jahren einmal in Vulci war, einem Hauptort der damaligen etruskischen Ausgrabungen, als eben eine griechische Vase gefunden wurde, die die Fachleute gleich als eine Trophäe erkannten, die ein Athlet im siebenten vorchristlichen Jahrhundert in Olympia gewonnen hatte. Für mich wurden diese Daten erst eigentlich geschichtlich, als ich ein Fragment des Xenophanes, eines der ersten vorsokratischen Denker, las. Anlässlich der sechzigsten Olympiade im Jahr 540 vor Christus klagt er darüber, daß die Ehren und Geschenke, mit denen die Sieger auf Kosten der Stadtbürger überschüttet wurden, unsinnig wären, denn wichtiger als alle Körperkraft sei das Wissen.

Soweit wir es aus der erhaltenen Überlieferung beurteilen können, war Xenophanes der erste, der den Begriff des Wissens ernsthaft untersuchte. Als ich jung war, sagte man in Österreich: „Nichts Genaues weiß man nicht“. Das ist eine komische Verhöhnung eines Ausspruchs des Xenophanes. Dieser sagte, daß kein Mensch je etwas Genaues erfassen werde, denn, was man sehe, sei immer nur Anschein. Und er begründete das mit einem logisch unanfechtbaren Argument: Auch wenn es einem gelänge, etwas so zu schreiben, wie es ist, so könne man selbst doch nicht wissen, daß die Beschreibung richtig ist.¹

Das ist eine elegante Weise auszudrücken, daß wir es nur mit Erfahrung zu tun haben und nie mit Dingen an sich. Mit seiner Aussage hat Xenophanes ganz unwillkürlich den Boden bereitet, aus dem zweieinhalb Jahrtausende später die konstruktivistische Denkweise sprießen konnte.

1 Xenophanes, Fragment B 34, in: Hermann Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, Hamburg 1957, 20.

Warum es so lange gedauert hat, läßt sich dadurch erklären, daß es für die Machthaber in allen Sparten stets vorteilhaft schien, zu behaupten, sie allein hätten Zugang zur endgültigen Wahrheit gefunden, und darum müsse man ihnen folgen. Einzelgänger hat es freilich dennoch gegeben, doch es war nie vorteilhaft, ihnen zuzustimmen.

Ist man sich aber einmal klar darüber, daß man als Mensch nicht aus der menschlichen Wahrnehmung und den Begriffen, die man sich als Mensch gebildet hat, aussteigen kann, dann sollte es auch klar sein, daß man immer nur die Welt der menschlichen Erfahrung zu kennen vermag, nie die Realität an sich. Und ebenso klar sollte es sein, daß diese Erfahrungswelt von niemand anderem aufgebaut werden kann als von uns selbst.

Im neunten Jahrhundert schrieb der irische Mystiker John Scottus Eriugena:

For just as the wise artist produces his art from himself in himself and foresees in it the things he is to make (...) so the intellect brought forth from itself its reason, in which it foreknows and causally pre-creates all things which it desires to make.²

Dieses Zitat nimmt in erstaunlicher Weise die Idee vorweg, die Kant achthundert Jahre später verschiedentlich formulierte. In der ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* – zum Beispiel – schrieb er:

Die Ordnung und Regelmäßigkeit also an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden wir auch nicht darin finden können, hätten wir oder die Natur unseres Gemüts nicht ursprünglich hineingelegt.³

In der Vorrede zur zweiten Auflage dann sagt er kurz und bündig, „daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt“.⁴

Die Wirklichkeit, wie wir sie uns in Raum und Zeit vorstellen, mit ihrem gesamten Mobiliar, mit ihrer Struktur, ihren Verhältnissen und ‚Gesetzen‘, ist also durchwegs so, wie menschliche Vernunft sie konstruieren kann. Eben weil die Vernunft nur vernünftig sein kann, darf sie es sich nicht anmaßen, über die Grenzen ihrer Fähigkeiten hinauszugehen. Darum ist die Frage, ob die Wirklichkeit, die sie

2 „Denn ebenso wie der weise Künstler seine Kunst von sich und in sich selbst schafft, (...) so bringt der Verstand seine Vernunft von sich und in sich selbst hervor, in welcher alle Dinge, die er machen will, voraussieht und verursacht.“ John Scottus Eriugena, *Periphyseon* Vol. 2, 577a–b.

3 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main 1995, 179 (=A 125).

4 Ebd. 23 (=B XIII).

sich aufbaut, eine *Realität* widerspiegelt oder nicht, wie Xenophanes bereits sah, eine unbeantwortbare Frage.

Diese Einsicht war offenbar schon den Vorsokratikern ungemütlich. Parmenides jedoch gelang der Schachzug, der für die weitere Entwicklung der abendländischen Philosophie richtungsweisend wurde. Denken und Sein, sagte er, sind dasselbe.⁵ Das läßt sich auf mehr als eine Weise auslegen und gab unverzüglich Anlaß zu unterschiedlichen Lehren vom Sein, die später in einer Disziplin untergebracht wurden, der man den Namen ‚Ontologie‘ gab.

Die ontologischen Auslegungen der Parmenidischen These bewegen sich zwischen zwei Extremen. An dem einen Pol heißt es, die Welt mit ihrem Inhalt sei da, bevor wir sie denken, und darum denken wir sie so, wie sie ist. Das sind die naiven Realisten. Am anderen Pol sitzen die Solipsisten und sagen, wir denken, und indem wir denken, schaffen wir die Welt. Dazwischen tummeln sich alle anderen, die traditionelle Philosophie betreiben und unentwegt versuchen, etwas Stichhaltiges über jene objektive, unabhängige Welt zu sagen, obschon das gemäß dem Argument des Xenophanes ausgeschlossen ist.

Diese fruchtlosen Versuche, die in zweieinhalb Jahrtausenden unzählige Male wiederholt wurden, haben etwas Tragisches an sich. Sie entspringen einem Mißverständnis. Das Mißverständnis wird zudem durch die deutsche Sprache verstärkt. Sage ich – zum Beispiel – „Ich habe den Herrn Karl gestern abend gleich erkannt“, so heißt das ganz einfach, daß ich da einen Mann gesehen habe, dem ich schon öfters bei meinen Besuchen in Wien begegnet bin. Das hat mit meinem Erleben zu tun, nicht mit Ontologie.

Sobald ich aber von dem Verb „erkennen“ ein Hauptwort forme und von „Erkenntnis“ spreche, wird es ontologisch verstanden – so als handle es sich um das Erkennen einer Welt, die unabhängig von meinem Erleben *an sich* existiert.

Das gleiche gilt vom „Sein“. Doch es gibt auch eine Möglichkeit, die Parmenidische Behauptung *nicht*-ontologisch auszulegen und sie ganz schlicht als Feststellung einer Tatsache in unserer Erlebniswelt zu verstehen. George Berkeley hat das erdacht, als er am Anfang des 18. Jahrhunderts seine Studien am *Trinity College* in Dublin abschloß. Ich kann mir nicht vorstellen, erklärte er, was die Wörter „sein“ und „existieren“ bedeuten sollen, wenn sie sich nicht auf die Welt meiner Erfahrungen beziehen. Für mich existieren nur Dinge, von denen ich weiß, daß ich oder andere sie wahrnehmen können.⁶

5 Vgl. Parmenides, Fragment B 3, in: Diels, Fragmente, wie Anm. 1, 45.

6 George Berkeley, *Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge*, Dublin 1710, Part 1, §3.

Man kann also von Existenz in der Erfahrung sprechen, ohne die Ontologie zu bemühen. Berkeley war aber, wie die meisten Denker seiner Zeit, auch religiös, und darum fühlte er sich verpflichtet, die Welt Gottes unabhängig von der Welt der menschlichen Erfahrung zu rechtfertigen. Er tat dies mit einer metaphysischen Annahme, die zumindest den Vorteil hatte, daß sie seiner rationalen Anschauung nicht widersprach. Da Gott allgegenwärtig ist und zu jeder Zeit alles wahrnimmt, meinte er, sei die Dauerhaftigkeit der Dinge in seiner Welt automatisch gesichert.

Vom konstruktivistischen Gesichtspunkt aus ist die Ontologie eine Sparte der Metaphysik. Insofern sie vom „Sein“ spricht, stützt sie sich auf Metaphern, die sich nicht auf die Erfahrungen unserer Welt reduzieren lassen. Sie versucht nämlich, das Sein zu ergründen, als sei es – trotz Xenophanes – letzten Endes doch der Vernunft zugänglich.

Kurz nach Berkeley veröffentlichte Giovanni Battista Vico in Neapel eine Abhandlung über Erkenntnistheorie, in der er ebendieses Problem behandelt. Meines Wissens ist diese Schrift das erste Manifest konstruktivistischen Denkens und unterscheidet zum ersten Mal klar zwischen rationalem Wissen und mystischer Eingebung.

(...) das Kriterium, daß man von einer Sache Wissen hat, heißt, sie als Ergebnis bewirken (können); und der Beweis der Ursache besteht darin, daß man sie macht; (...) das Wissen davon und die Operation sind ein und dasselbe.⁷

Wissen bedeutet in Vicos Theorie also wissen, wie etwas gemacht worden ist. Gott weiß, was und wie Er es geschaffen hat, und ebenso können Menschen wissen, was sie selbst konstruiert haben; das heißt die Welt der Erfahrung. Was außerhalb liegt, ist der Vernunft nicht zugänglich, sondern nur der „poetischen Vorstellung“. Erklären können wir es nur mit Hilfe unserer Phantasie, indem wir uns wie Maler Bilder davon machen.⁸ Diese Bilder seien Metaphern oder Fabeln, eben weil sie Elemente enthalten, die in unserer Erfahrung nicht erscheinen.⁹

7 Giovanni Battista Vico, Seconda Risposta di Giambattista Vico all'Articolo de Tomo VIII del Giornale de'Letterati d'Italia (1712), in: Francesco Saverio Pomodoro, Hg., Autobiografia, Antichissima Sapienza ed Orazioni Accademiche di G.-B. Vico, Napoli 1858, 173.

8 Vgl. Giovanni Battista Vico, Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker (Principi de scienza nuova (1744)), 2 Bde., Hamburg 1990, §402.

9 Ebd., §404.

Mit dieser Trennung zwischen rationalem Wissen und mystischer Weisheit folgt Vico dem Vorschlag, den Kardinal Bellarmino hundert Jahre früher Galilei machte, als dieser der Ketzerei angeklagt wurde. Es sei durchaus zulässig, meinte der Kardinal, wissenschaftliche Theorien zur Berechnung und Vorhersage von Beobachtungen in der Erlebenswelt zu verwenden, doch dürfe man sich nie zu der Behauptung versteigen, diese Theorien beschreiben die reale Welt, die Gott geschaffen hat.

Obschon Vico über mentale Operationen und den Aufbau des wissenschaftlichen Wissens wertvolle Hinweise gibt, bleibt seine Antwort auf die Frage, wieso gewisse rationale Theorien in der Erlebniswelt funktionieren, doch lediglich die metaphysische Andeutung, daß die menschliche Vernunft von eben dem Gott erschaffen wurde, der auch das Universum schuf.

Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts rückte ein Begriff in den Vordergrund, der eine Annäherung an die Frage des Funktionierens möglich machte. Mit der Veröffentlichung von Darwins *The Origin of Species* kam die Idee der Anpassung in Umlauf und wurde von Denkern der nächsten Generation auch in die Epistemologie eingeführt. William James schlug vor, daß das Prinzip der Anpassung auch in der Entwicklung des Wissens maßgeblich sei, und Georg Simmel vereinte diesen Ansatz mit der Orientierung Kants. In seinem Aufsatz *Über eine Beziehung der Selektionslehre zur Erkenntnistheorie* schlägt er die Brücke von Realität zur Erfahrungswelt, indem er den Begriff der Wahrheit auf erfolgreiches Handeln gründet.¹⁰ Das führt ihn zu dem Schluß, daß es nicht, wie Kant meinte, die *Möglichkeit* ist, die die Gegenstände unserer Erkenntnis erzeugt, sondern deren *Nützlichkeit*. Damit gibt er der pragmatistischen Auffassung die entwicklungsgeschichtliche Basis, die dann von Konrad Lorenz und der „evolutionären Erkenntnistheorie“ ausgeschlachtet werden wird.

Um die Jahrhundertwende lag diese Idee gewissermaßen in der Luft. Menschliches Denken und die Begriffe und Theorien, die es hervorbringt, wurden mit einem Mal als Ergebnisse der Anpassung betrachtet. Das führte zu der Auffassung, daß das so erworbene Wissen sich notwendig der Beschaffenheit und Struktur der Realität angleiche. Selbst Hans Vaihinger, dessen monumentale *Philosophie des Als Ob* eine Fundgrube für konstruktivistische Begriffsanalysen darstellt,¹¹ ist anscheinend unwillkürlich in diese Falle gegangen. Bei Konrad Lorenz hingegen ist der springende Punkt deutlich ausgedrückt:

10 Vgl. Georg Simmel, *Über eine Beziehung der Selektionslehre zur Erkenntnistheorie*, in: *Archiv für systematische Philosophie* 1 (1895), 34–45, hier 44.

11 Hans Vaihinger, *Die Philosophie des Als Ob* (1911), Aalen 1986.

Anpassung *an* eine Gegebenheit der Umwelt ist gleichbedeutend mit dem Erwerb von Information *über* diese Gegebenheit.¹²

Daß Anpassung eine Annäherung an die Formen der Realität bedeutet, ist ein Fehlschluß. Angepaßt sein heißt lediglich die Fähigkeit zum Überleben besitzen – mit welchen Mitteln oder Formen das erreicht wird, ist gleichgültig.

Paul Feyerabend hat das für den Bereich der Wissenschaft am bündigsten formuliert. Theorien – und ganz allgemein rationale Erklärungen – sind Modelle, und wie er ausführt:

Die Tatsache, daß ein Modell funktioniert, zeigt nicht von allein schon, daß die Wirklichkeit dieselbe Struktur hat wie das Modell.¹³

Diese Einsicht hat Jean Piaget¹⁴ konsequent in den kognitiven Bereich übertragen. Anpassung spielt da auf zwei sich überlagernden Ebenen eine bestimmende Rolle. Auf der sensomotorischen Ebene sind es die erfolgreichen Handlungsschemata, die das praktische Wissen bilden, das mehr oder weniger direkt mit Lebensfähigkeit zu tun hat. Auf der Ebene des Denkens und der Reflexion sind es die Begriffe und Begriffsstrukturen, die Wissen bilden, das mentales Gleichgewicht schafft und erhält.

Diese zwei Schichten scheinen mir jenen ähnlich zu sein, die Ernst Mach als Grundaufgabe des wissenschaftlichen Wissens angab, nämlich einerseits Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und andererseits Anpassung der Gedanken aneinander.¹⁵

Wie Vico bereits bemerkt hat, kommen Fakten vom lateinischen *facere* – und im Deutschen kommen die Tatsachen vom Tun. Das Bild der Welt, das wir uns im Laufe der Erfahrung aufbauen, ist also – metaphorisch gesprochen – eine Landkarte, einerseits der Handlungen und mentalen Operationen, die wir bisher erfolgreich oder zumindest ungestraft ausführen konnten, und andererseits jener, die wir als verhängnisvoll betrachten. Die raum-zeitliche Struktur dieser Karte

12 Konrad Lorenz, Kommunikation bei Tieren, in: Der Mensch und seine Sprache, Berlin 1979, hier 176.

13 Paul Feyerabend, Irrwege der Vernunft, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1990, 360.

14 Die Idee ist bereits in Piagets Büchern aus den dreißiger Jahren implizit und wurde dann explizit ausgeführt vor allem in ders., *Biologie et connaissance*, Paris 1967.

15 Ernst Mach, Erkenntnis und Irrtum, 3. Aufl., Leipzig 1917, 164. Diese Parallele habe ich erst bei meinem letzten Besuch in Wien entdeckt, als ich die betreffende Stelle aus Machs Erkenntnis und Irrtum in dem wertvollen Buch von Rudolf Haller u. Friedrich Stadler, Hg., Ernst Mach. Werk und Wirkung, Wien 1988, zitiert fand.

stammt, wie Kant sagte, von unseren *Anschauungsformen*; und die Einzelheiten – Farben, Geräusche, Gerüche und taktile Eigenschaften – sind allesamt von unserem Wahrnehmungssystem erfunden und hinzugefügt.

Heinz von Foerster, dessen 85. Geburtstag im vergangenen Herbst in Wien gefeiert wurde, hat für alle, die auf *empirische* Befunde Wert legen, ein schlagendes Argument vorgebracht. Er hat nämlich eine Feststellung, die der Physiologe Johannes von Müller vor 150 Jahren machte, ausgegraben und sie als erster erkenntnistheoretisch interpretiert: Die Signale, die von unseren Sinnesorganen ins Gehirn kommen, sind wohl quantitativ verschieden, aber qualitativ gleich.¹⁶ Das heißt, die sogenannten „Rezeptoren“ in den Fingerspitzen produzieren neuronale Impulse, die als solche nicht von jenen unterschiedlich sind, die aus der Retina des Auges, aus dem Ohr oder von den Schleimhäuten der Nase kommen. Der neugeborene kognitive Organismus muß also zunächst Unterscheidungen zwischen Sehen, Hören, Riechen und Tasten einführen, bevor er eine bunte Welt aufbauen kann.

Auf Grund des heutigen neurophysiologischen Modells kann man hinzufügen, daß man im Neuronennetzwerk des menschlichen Gehirns ohnedies nicht von einer Weiterleitung von ‚Information‘ sprechen kann, da jede Nervenzelle je nach ihrem gegenwärtigen Zustand positiv oder negativ auf synaptische Reize reagiert. Das Gehirn ist also, wie Heinz von Foerster es ausdrückt, keine triviale Maschine, bei der sich der Output vom bloßen Input her vorhersagen ließe.

Ich sagte, das sei vor allem für Empiriker wichtig, denn für radikale Konstruktivist*innen ist das lediglich eine erfreuliche Übereinstimmung. Im Konstruktivismus gründet sich der autogene Aufbau der Erlebenswelt auf logische Argumente. Doch ist es freilich angenehm, wenn die Befunde der Wissenschaftler den eigenen grundlegenden theoretischen Annahmen nicht widersprechen.

Was die Logik betrifft, so wird zuweilen behauptet, sie könne nicht konstruktivistisch erklärt werden. Ich glaube, diese Ansicht beruht auf der in der klassischen Logik eingebürgerten Annahme, daß Deduktion einem elementaren Denkvorgang entspringt, der nicht weiter analysiert werden kann, und dessen Resultate unhinterfragbar zeitlos und objektiv sind. Doch Spencer Brown hat gezeigt, daß die klassische Logik in die von ihm erfundene Logik der Unterscheidungen aufgelöst werden kann.¹⁷ In dieser vereinfachten Form kann man logisches Denken sehr gut als Konstruktion betrachten, und zwar als eine Konstruktion, die außer dem Vergleichen

16 Heinz von Foerster, *On Constructing a Reality*, in: Wolfgang F. E. Preiser, Hg., *Environmental Design Research*, Bd. 2, Stroudberg 1973, 35–46. Dt. in: ders., *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, Frankfurt am Main 1993, 25–49.

17 George Spencer Brown, *Laws of Form*, London 1969.

und dem Markieren und Erinnern von Unterschieden keiner neuen Operationen bedarf.

Um auf die Anpassung zurückzukommen, dieser Begriff ist gewissermaßen der Grundstein der konstruktivistischen Wissenstheorie. Es ist auch der Punkt, der am häufigsten mißverstanden wird.

Wenn man die Aufgabe der kognitiven Funktion in der Anpassung an die Erlebniswelt sieht, dann hat man das Suchen nach ontologischer Wahrheit nicht nur abgelehnt, sondern als unmöglich aufgegeben. Es ist nicht verwunderlich, daß einem traditionellen Philosophen diese Schritte übelnehmen. Aus den konventionellen Denkformen auszusteigen ist Ketzerei. Doch die radikale Umgestaltung des Wissensbegriffs, die der Konstruktivismus vorschlägt, bedeutet keineswegs, daß man ontische Realität verleugnet, sondern nur, daß man sie als prinzipiell unerkennbar und unergründlich erachtet.

Der Begriff der Anpassung, der, wie ich bereits erwähnte, nichts mit Angleichung oder Repräsentation äußerer Gegebenheiten zu tun hat, ist in den letzten fünfzig Jahren auch von Kybernetikern zu einem Eckpfeiler des Konstruktivismus ausgebaut worden. William Powers – zum Beispiel – hat in seiner Weiterentwicklung von Wieners ursprünglicher Feedbackanalyse gezeigt, daß die sogenannten „intelligenten“ Organismen – mechanische wie biologische – nicht auf die Außenwelt reagieren, sondern ausschließlich auf Unterschiede zwischen ihren Wahrnehmungen und den betreffenden inneren Referenzwerten.¹⁸ Die Organismen haben prinzipiell keinen Zugang zu der Umwelt, von der ein behavioristischer Beobachter annimmt, daß sie die Reaktionen des Organismus hervorruft.

Vom kybernetischen Gesichtspunkt aus ist der kognitive Organismus ein in sich geschlossenes System. Das Rohmaterial für seine mentalen Operationen besteht, wie sowohl Maturana als auch Piaget sagen, aus „Perturbationen“, das heißt aus Wahrnehmungen und Operationsergebnissen, die das innere Gleichgewicht stören.

Wahrnehmungen stören das sensomotorische Gleichgewicht, wenn sie von erwünschten oder erwarteten Werten abweichen. Die Ergebnisse mentaler Operationen hingegen stören das kognitive Gleichgewicht, wenn sie mit den gewählten Zielen oder den Ergebnissen anderer Operationen nicht vereinbar sind. Das Gleichgewicht ist also auf beiden Ebenen stets labil. Man kann es sich vorstellen wie das Gleichgewicht eines Radfahrers, der den Weg, auf dem er radeln soll, nur hinter sich als die Spur seiner eigenen Bewegungen zu sehen bekommt.

18 William Powers, Behavior. The Control of Perception, Chicago 1973.

Aus kybernetischer ebenso wie aus konstruktivistischer Sicht ist Wissen also das Repertoire der Begriffe und Begriffsstrukturen, mit denen der aktiv Erlebende angesichts einer unaufhörlichen Folge von Perturbationen vorübergehendes Gleichgewicht schafft und zu erhalten versucht. Niemals kann es eine Erkenntnis jener unabhängigen Außenwelt sein, die wir aus alter Gewohnheit für die erlebten Perturbationen verantwortlich machen möchten.

Kurz, als Konstruktivist bezieht man die Stellung des unbedingten ontischen Agnostizismus, ganz wie sie bereits von Xenophanes formuliert wurde, und man bemüht sich, Modelle zu erdenken, die sich in Handeln und Denken in der Erlebenswelt als viabel¹⁹ erweisen.

Anschließbarkeiten

In einer Auseinandersetzung mit „einigen unverändert aktuellen Problemen der Theorie der Geschichtswissenschaft“ hat Karl Acham kürzlich lapidar konstatiert: „Aus dieser Situation ergibt sich das wohlbekannte und triviale Faktum, daß jede Gegenwart die Geschichte neu schreibt, ihre eigene Geschichte aufgrund der Standortgebundenheit des Historikers verfaßt.“ Und Acham fährt fort: „Die Meinung, man könne auf die sogenannten Fakten als objektive und unbestreitbare Dinge auf ein ursprünglich ‚Gegebenes‘ zurückgreifen, hält nicht stand. Das Resultat, welches sich aus derartigen erkenntnistheoretischen Überlegungen ergibt, besteht in der Einsicht, daß es einen standortfreien Historiker, einen Historiker ohne jede Perspektive, nicht gibt. Daraus folgt, daß der Versuch, jeweils nur eine Perspektive als die allein objektive anzugeben, als gescheitert anzusehen ist.“

Im Gegensatz zu den amerikanischen Präzisionisten oder den Ethnoarcheologen, die aus dieser Prämissen die Folgerung gezogen haben, „daß die Vergangenheit insgesamt nur eine Konstruktion nach Maßgabe der perspektivischen Orientierung der jeweiligen Historiker sei“, vertritt Acham allerdings die Auffassung, daß die unvermeidliche Perspektivität keineswegs hoffnungslos zur Nicht-Objektivität und zu einem haltlosen Relativismus führen müsse, da diese Perspektiven mit einer Nachvollziehbaren Systemrationalität aus den immanenten Entwicklungen des Faktus selbst folgen und mit der Quellenlage kompatibel sein müssen.

19 Das Wort ist dem Englisch der Evolutionsforschung entlehnt und bedeutet „gangbar“ oder ganz allgemein „angemessen“.